



Institut pour l'étude
des religions et le
dialogue interreligieux

Institut für das Studium
der Religionen und den
interreligiösen Dialog

Abschiedsvorlesung
von Prof. Mariano Delgado

So wie es ist, kann es nicht bleiben Zur Dynamik der Kirchengeschichte

Zeit: **6. Juni 2025, 17:15 Uhr**

Ort: **Saal MIS 03 3000C**

**Av de l'Europe 20, MIS 03,
CH-1700 Fribourg /Freiburg**

Programm

Edmée-Angeline Sansonnens

Harfe Solo

Grussworte

Prof. Dr. Joachim Negel

Dekan der Theologischen Fakultät

Prof. Dr. Hansjörg Schmid

Vize-Rektor der Universität Freiburg

Prof. Dr. Birgit Harreß

Vize-Präsidentin der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste

Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth

Vorsitzender des Internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschungen
und Ko-Leiter der Sektion Religionswissenschaft in der Görres-Gesellschaft

Harfe Solo

Prof. Mariano Delgado

So wie es ist, kann es nicht bleiben
Zur Dynamik der Kirchengeschichte
(Abschiedsvorlesung)

Harfe Solo

Apéro

So wie es ist, kann es nicht bleiben – Zur Dynamik der Kirchengeschichte

von Mariano Delgado

Mir ging es immer um eine „prospektive“ Beschäftigung mit der Kirchen- und Theologiegeschichte als *memoria innovans* angesichts der Gegenwart und Zukunft der Kirche. Denn sie ist lebendig, kein Museum, und erst 2000 Jahre „jung“!

Eine der Hauptaufgaben dieser Art von Kirchengeschichte ist es, dass die Kirche sich der „Geschichte“ redlich stellt. Denn die Geschichte, die eigene wie die der Welt, ist auch ein Lernort bzw. eine Lehrmeisterin der Kirche.¹ Das letzte Konzil wollte die Geschichte wahrnehmen, weil vieles nicht so bleiben konnte, wie es war. Aber es hatte, wie man an der Juxtaposition von z.T. konträren Aussagen in vielen Dokumenten merkt, nicht den nötigen Mut dazu. Der verstorbene Papst Franziskus hat uns in *Evangelii Gaudium* (24.11.2013) erneut ermutigt, „die nötigen Maßnahmen zu ergreifen, um auf dem Weg einer pastoralen und missionarischen Neuausrichtung voranzuschreiten, der die Dinge nicht so belassen darf, wie sie sind“ (EG 25). Er war sich also dessen bewusst, dass eine Kehre, ja eine Bekehrung (im spanischen Original heißt es mehrdeutig „conversión“, nicht einfach und neutral „Neuausrichtung“) nötig ist. Und davon hatte er das Papsttum nicht ausgenommen (EG 32), das am Stillstand der Ökumene in Hinblick auf eine annehmbare Form der Anerkennung der Rolle des Nachfolgers Petri durch andere Kirchen seine Mitverantwortung hat. Franziskus hat Problembewusstsein gezeigt, Diskussionsforen angeregt und den Klerikalismus deutlich kritisiert, aber die nötigen Entscheidungen gescheut bzw. den nächsten Päpsten überlassen. Leo XIV. hat uns in seiner Antrittspredigt vom 18. Mai 2025 eingeladen, an einer Kirche zu bauen, „die sich von der Geschichte herausfordern lässt und die zum Sauerteig der Eintracht für die Menschheit wird“.² Wird sich also die Kirche der Geschichte redlich stellen?

1. Aus meiner eigenen Geschichte

Bevor ich zur Makroebene zurückkomme, möchte ich von meiner eigenen Geschichte etwas erzählen. Denn nicht nur die Kirche, auch wir selbst haben eine Geschichte, und dazu gehört immer der Mut zum Wandel.

Am 20. Februar 1955 wurde ich in die spanisch-katholische Welt der Vorkonzilszeit hineingeboren, in einem kleinen Dorf im Nordwesten der zentralspanischen Meseta (*Abb. 1* und *2*). Es war eine bäuerliche, arme, aber auch stimmige Welt mit ihrer eigenen Würde. Die Kirche stand wirklich im Dorf, und die Volksfrömmigkeit war von der intensiven, ultramontanen Verkirchlichung seit Pius IX. geprägt. Wie Teresa von Ávila wurde ich acht Tage nach der Geburt getauft (*Abb. 3*), genauso wie sie in einer Petruskirche (*Abb. 4*) – hier hören freilich die Analogien auf.

Mit 7 Jahren empfang ich am Auffahrtsfest 1962 die Erstkommunion; und bis Ende September 1965, während in Rom das Konzil stattfand, ministrierte ich vor dem Altaraufsatz so gut wie täglich, damals noch auf Lateinisch. Mit den kindlichen Augen der ersten Naivität habe ich die Bilder angeschaut. Es gibt von oben nach unten eine klare Struktur (*Abb. 5*): oben – flankiert von den Kirchenvätern Hieronymus und Augustinus – ist Gott-Vater mit dem Globus in der linken Hand zu sehen, während er mit der rechten die Welt und das Heilsdrama segnet. Dieses Heilsdrama ist für mich seitdem auf Maria als Pietà mit den offenen, fragenden Armen angesichts des grausamen Todes ihres Sohnes für das Heil der Welt fokussiert (*Abb. 6*). Immer wenn ich in Kirchen und Museen Darstellungen der Pietà finde, mache ich Fotos davon, um sie später näher zu betrachten, weil ich darin Fragen angesichts der sakrifiziellen Deutung des Todes Jesu sehe, die mir bisher keine Theologie zu beantworten vermochte. Vielleicht sollten wir vom sakrifiziellen Paradigma zu einem Verständnis des Todes Jesu als „Märtyrer“ seines messianischen Gottes übergehen, dessen Wesen „die Liebe“ (1 Joh 4,16) ist, der ein „Leben in Fülle“ für alle will (Joh 10,10) und die „Niedrigen“ erhöht (Lk 1,52). Das zentrale Motiv des Altars ist der Apostel Petrus als erster Papst (*Abb. 7*). Vor der Kirchenrenovierung in den letzten Jahren hatte er noch zwei Schlüssel in der rechten Hand.

Im Religionsunterricht beteten wir für das Konzil. So wusste ich, dass ich zu einer geistigen Welt gehörte, die viel größer als das Franco-Spanien war. Das Bild des „papa buono“ Johannes XXIII. mit dem Gebet habe ich immer noch in meiner Bibel (*Abb. 8 und 9*): Es beginnt mit einer Invocatio an den Heiligen Geist, damit er die Kirche führe und stärke. Darin ist auch von der „Rückkehr“ der anderen christlichen Schafe zur Einheit unter „Führung des einzigen Hirten“ die Rede, womit nicht Jesus, sondern der Papst gemeint war. Das war der Stand der Ökumene zu Beginn des Konzils! Am Ende wird die Hoffnung auf ein neues Pfingsten ausgedrückt, damit die Kirche unter Führung des Nachfolgers Petri „das Reich des göttlichen Erlösers ausbreite, ein Reich der Wahrheit und der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens“.

Mit vielen anderen habe ich Anfang der 1970er Jahre bei den Versammlungen und Synoden, die es auch in Spanien gab, gehofft, dass die Kirche anders wird und eine unserer Zeit angemessene Gestalt findet. Es ging damals eigentlich um dieselben Fragen und Träume des heutigen synodalen Prozesses.

Im September 1976 kam ich mit 21 Jahren nach Innsbruck, um meine Studien der Philosophie und Theologie fortzusetzen. Zum ersten Mal in meinem Leben stand ich dort, auf dem Martin-Luther-Platz, gegenüber einer evangelischen Christuskirche und wusste nicht, ob ich wirklich hineingehen durfte. Ich bin nicht hineingegangen, aber später habe ich in Berlin den Protestantismus – auch und gerade in seiner mystischen Seite der Konzentration auf das Wort Gottes – schätzen gelernt.

Nachdem der Ritter von der traurigen Gestalt (*Abb. 10*) bemerkt hatte, dass Eneas nicht so fromm war, wie Vergil erzählt, und auch Odysseus nicht so klug, wie Homer besingt, versetzte der Bakkalaureus Sanson im dritten Kapitel des zweiten Teils des *Quijote*: „Nichts kann wahrer sein“; aber es ist eins, als Dichter zu reden, und ein

andres, als Geschichtsschreiber. Der Dichter kann die Dinge erzählen und besingen, nicht wie sie waren, sondern wie sie sein sollten, während der Geschichtsschreiber sie schildern muss, nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie waren, ohne der Wahrheit ein Jota zu viel oder zu wenig zu geben.“³

Im Hause der Theologie gibt es viele „Dichter“. Das spekulative Auge kommt oft ohne das historische aus. Wie der Sklave auf der Quadriga des römischen Triumphators diesem stets zuflüsterte, dass er sterblich sei, hat der Kirchenhistoriker die Aufgabe, die Kirche daran zu erinnern, dass sie mehrmals der „Hybris“ verfallen ist; dass sie durch Gegenzeugnisse und schlechte Theologien Barrieren zwischen uns und dem „gütigen und von Herzen demütigen“ Jesus (Mt 11,29) aufgebaut hat, während sie aufgerufen ist, ein Hort der Demut, der Liebe, der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit zu sein, damit Jesus, der Christus oder Messias des Glaubens, als *Lumen gentium* in der Welt heller leuchtet.

Anhand von Bildern aus dem Altar meiner Dorfkirche, die auf die Missions- und Papstgeschichte anspielen, möchte ich in der gebotenen Kürze zeigen, dass wir es in beiden Bereichen – und vor allem im 2. Jahrtausend – mit einer „Hybris“ als Folge schlechter Theologie und Praxis zu tun haben. Mit einem zusammenfassenden Ausblick werde ich die Vorlesung beenden.

2. Die Hybris in der Missionsgeschichte

Das Bild mit dem fliegenden Leinentuch voller Speisen aller Art soll die Vision des Petrus in Joppe (Jaffa) im Vorfeld der Taufe des römischen Hauptmanns Kornelius darstellen (*Abb. 11*). Diese Vision, ein metaphorischer Ausdruck des Ringens der ersten Judenchristen um die Frage, ob auch den Heiden (also uns!) die Frohe Botschaft Jesu vom Reiche Gottes zu predigen sei, führte zur ersten Innovation der Kirchengeschichte. Petrus selbst bringt das neue Bewusstsein nach der Taufe des Kornelius zum Ausdruck: „Wahrhaftig, jetzt begreife ich, dass Gott nicht auf die Person sieht, sondern dass ihm in jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und tut, was recht ist. Er hat das Wort den Israeliten gesandt durch Jesus Christus; dieser ist der Herr aller“ (Apg 10,34-36). Gemeinsam mit der Abschaffung der Beschneidungspflicht beim „Konzil“ von Jerusalem (Apg 15,1-35) und Stellen wie Gal 3,28-29, die von der Gleichheit aller in Christus und der gemeinsamen geistigen Nachkommenschaft Abrahams von Juden und Heiden handeln, drückt dies die Erfahrungen aus, die zur Entstehung der Heidenkirche geführt haben. Wenn man die überzeugende kapillare Mission im Alltagsleben mit der dazugehörigen Kultur der Barmherzigkeit und der Fähigkeit zum Zeugnis im Ernstfall, auch um den Preis des eigenen Lebens, bedenkt, braucht man sich über den Erfolg des Christentums in der Antike nicht zu wundern. Aber im Verlauf der Missionsgeschichte lassen sich auch **drei Formen der Hybris** feststellen.

(1.) Die **Hybris der Heilsausschließlichkeit** ist im „Divergenzprozess“ von Kirche und Synagoge entstanden und prägt die gesamte Kirchengeschichte bis heute. In

einem Aufsatz aus dem Jahre 1965 („Kein Heil außerhalb der Kirche?“) hat Joseph Ratzinger auf die neutestamentliche Spannung zwischen dem Tun der Liebe und der Heilsnotwendigkeit von Glaube und Taufe hingewiesen, eine Spannung, die nicht einseitig zugunsten des Letzteren aufgelöst werden sollte, wie es vielfach geschah.⁴

Eine wesentliche Rolle auf dem Weg zu dieser Blickverengung spielte die „brutale Eindeutigkeit“⁵ der apodiktischen Aussage in Markus 16,16, von der wir heute dank der kritischen Bibelwissenschaft wissen, dass sie erst im 2. Jahrhundert eingefügt wurde: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Die Rezeption dieser Stelle in der Missionsgeschichte führte zu einem übertriebenen Missionseifer und zu Zwangstaufen, um Heiden vor der Verdammung zu bewahren; und sie stürzte auch Missionare in tiefe Konflikte, wie Michael Sievernich geschrieben hat: „Waren sie bei ausbleibendem Missionserfolg etwa an der Verdammung der Nichtgetauften mitschuldig? Waren die ungetauften Vorfahren, die als Ahnen besonders in Asien und Afrika verehrt wurden, zu den Verdammten zu zählen?“⁶ In vielen Missionskatechismen wird den Neuchristen gesagt, dass ihre Vorfahren ohne Taufe des Heils verlustig sind. Dies gehört zu den spirituell grausamsten Seiten der Missionsgeschichte infolge einer schlechten Theologie.

Gewiss, die Texte des letzten Konzils enthalten auch – etwa in *Lumen gentium* 16 und *Gaudium et spes* 22 – Aussagen im Sinne eines Heilsinklusivismus ohne den expliziten Christusglauben oder die Taufe. Aber unter Verweis auf Markus 16,16 und *Lumen gentium* 14 wird im Missionsdekret *Ad gentes* 7 die Heilsnotwendigkeit von beiden festgehalten.

Es ist gerade diese Perspektive und nicht die inklusivistische Spur, die im Dokument *Dominus Iesus* (6.08.2000) der Glaubenskongregation betont wird – vom selben Joseph Ratzinger geschrieben, der 1965 gewarnt hatte, die Spannung zwischen dem Tun der Liebe und der Heilsnotwendigkeit von Glaube und Taufe zugunsten des Letzteren aufzulösen. Verweise auf jene Stellen, die für die universale Rettung durch das Tun der Liebe und für den Vorrang der Gerechten in anderen Religionen vor den schlechten Christen stehen (etwa Mt 7,21-22, Mt 8,11-12, Lk 13,29-30 oder Mt 25,31-46) fehlen in *Dominus Iesus* gänzlich. Hans Waldenfels bemerkte kritisch und zornig zu dieser Verengung des Geistes des Konzils zugunsten der Relevanz der Kirche als Heilsanstalt (*Abb. 12*): „Ist das Schiff Petri ein anderes Boot als das, in dem wir alle sitzen? Da aber beginnt das Gespräch von neuem, die Frage nach dem, was uns alle rettet, auch nach dem, was wir alle zur Rettung beitragen können, und schließlich, ob nicht am Ende doch Gott selbst schon mitten im Boot sitzt und das Heil aller besorgt.“⁷

Ist die Kirche ein „Fluchtschiff“ im stürmischen Meer der Menschheitsgeschichte, oder ist sie, wie das Konzil sagte, der „Menschheitsfamilie ... eingefügt“ (*Gaudium et spes* 3) bzw. „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (*Lumen gentium* 1)?

Die Klärung der Heilsfrage gehört zu den wichtigsten Aufgaben heutiger Missions- und Religionstheologie. Beachtenswert scheint mir der Vorschlag von

Christoph Theobald. Vor dem letzten Konzil wurde die Heilsnotwendigkeit von Glaube und Taufe mit der Verbindung von Gnade Christi (*gratia Christi*) und Taufgnade (*gratia baptismalis*) begründet: Die Erwählten werden auch zur Taufe geführt. Das Konzil habe aber dialektischer gedacht: Es gibt auch viele Erwählte unter denjenigen, die nicht ausdrücklich an Christus glauben oder die Taufe empfangen, und die Beziehung zwischen diesen beiden unterschiedlichen Kategorien von Personen könne man nicht weiter bestimmen. Sie gehöre in das Geheimnis Gottes selbst, von dem es in *Gaudium et spes* 22 heißt, „dass der Heilige Geist allen die Möglichkeit anbietet, diesem österlichen Geheimnis in einer Gott bekannten Weise verbunden zu sein“. Ohne die anderen als „anonyme Christen“ zu vereinnahmen, unterscheidet Theobald „zwischen dem ‘Lebensglauben’ Jedermanns und dem Christusglauben der Christen“. Dieser verdankt sich nach *Lumen gentium* 14 „der besonderen Gnade Christi“, aber diese ist „nicht eine ‘höhere’ Gnade“ als die, die Jedermann angeboten wird und die „in einer Gott bekannten Weise“ (GS 22) auch zum Heil führt.⁸

Wozu dann noch Mission? Was wäre sozusagen ihr Mehrwert abgesehen von der Einladung an Jedermann zum expliziten Christusglauben und zur Kirchenbildung? Unter Berufung auf die Offenbarungskonstitution *Dei Verbum* finden wir bei Theobald eine interessante Pointe: „Gott hat seinen Sohn, nämlich das ewige Wort, der alle Menschen erleuchtet, gesandt, damit er unter den Menschen wohne und ihnen das Innerste Gottes (*intima Dei*) auslege (vgl. Joh 1,1-18)“ (DV 4). In diesem Begriff der „Intimität Gottes“ wäre eine mystisch gewendete Missionsbegründung zu sehen, die apodiktische Heilsaussagen vermeidet und die Hybris der Heilsausschließlichkeit überwindet: „Jesus bringt uns nicht nur vor Gottes Angesicht, wie das die Propheten, die der Bibel und die des Korans, unternommen haben; er gibt uns Zugang zu *Gottes abgrundtiefer Intimität*, da er sie bereits selbst bewohnt. Hier liegt das alleinige Spezifikum des Christentums!“⁹ Der Zweite Petrusbrief 1,4 drückt es anders und zugleich ähnlich aus: Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, damit wir durch ihn „Anteil an der göttlichen Natur“ erhalten – wie Kirchenväter und Mystiker in der Tradition des „wunderbaren Tausches“ sagen.

(2.) Die **zweite Hybris** in der Missionsgeschichte hat mit dem **Missionsrecht** zu tun. Im ersten Jahrtausend war eher die kapillare Alltagsmission, die Mission durch die *peregrinatio* der Wandermissionare oder die nach dem germanischen Gefolgschaftsprinzip der Taufe eines Königs mit seinem Volk üblich. Mit der Gründung der Bettelorden im 13. Jahrhundert wollten eifrige professionelle Missionare die Grenzen der mittelalterlichen Christenheit überschreiten und zu den Muslimen, oder in die Mongolei und nach China gehen. Im Schatten dieses missionarischen Aufbruchs formulierte Papst Innozenz IV. 1243 in einem Dekretale-Kommentar das „Missionsrecht“: Die Christen hätten das Recht und die Pflicht, das Evangelium auf der ganzen Welt zu predigen, was die Fürsten der Heiden nicht verhindern dürften. Wenn sie das täten, könnten christliche Fürsten das Predigtrecht mittels eines gerechten Interventionskrieges zum Schutz der Missionare durchsetzen. Zugleich verneinte Innozenz IV., dass christliche Herrscher verpflichtet wären, etwa Verkünder

des „betrügerischen“ Islams zu dulden: „Man darf über jene nicht in gleicher Weise urteilen wie über uns, da sie im Irrtum befangen sind, wir aber auf dem Weg der Wahrheit gehen, was uns als Glaubensgewissheit verbürgt ist“.¹⁰

Dieses „Missionsrecht“, wonach nur die „wahre“ Religion das Recht auf universale Verbreitung beanspruchen darf, diente im Entdeckungszeitalter zur Rechtfertigung der Inbesitznahme der Neuen Welt; und im großen missionarischen Jahrhundert von 1800 bis zum Ersten Weltkrieg stand es im Hintergrund einer Kanonenbootpolitik zum Schutz der Missionare und zur Verbreitung der europäischen Kultur. So wurde das Missionsrecht Teil einer Einbahnstraße zur Evangelisierung und Europäisierung der Welt.

Bei der Amerikanischen und Französischen Revolution wurde das Recht auf Religionsfreiheit bekanntlich verkündet. Der deutsche Staatsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde hat klargestellt, dass dieses Recht nicht den Kirchen, nicht den Theologen und auch nicht dem christlichen Naturrecht zu verdanken ist, „sondern dem modernen Staat, den Juristen und dem weltlich rationalen Recht“¹¹ – und zwar als Ausgang aus der Sackgasse der Religionskriege des Konfessionalisierungszeitalters, die halb Europa verwüstet hatten. Die Erklärung über die Religionsfreiheit des Zweiten Vatikanischen Konzils ist ein gutes Beispiel dafür, dass die Geschichte der Welt auch eine Lehrmeisterin der Kirche ist.

Die Vertreter der Kontinuitätsthese im Zusammenhang mit dieser Erklärung sollten dies bedenken: 1948, im selben Jahr also, in dem die Vereinten Nationen ihre „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ mit der expliziten Erwähnung der Religionsfreiheit proklamierten, ließ der Heilige Stuhl in ihrem offiziellen Organ, die Jesuitenzeitschrift *La Civiltà Cattolica*, angesichts der Situation der Protestanten in Spanien das alte ontologische Prinzip des Mittelalters betonen, wonach nur die wahre Religion Anspruch auf Freiheit habe: „Aber die Katholische Kirche, die aufgrund ihres göttlichen Privilegs davon überzeugt ist, die einzig wahre Kirche zu sein, muss für sich allein das Recht auf Freiheit reklamieren; denn dieses kann allein der Wahrheit, niemals aber dem Irrtum zustehen“.¹² Seit dem Konzil aber ist die katholische Kirche eine eifrige Verteidigerin der Religionsfreiheit aller. Für Johannes Paul II. war sie „der Grund“¹³ und die „Garantie“¹⁴ aller anderen Menschenrechte sowie „einer der Eckpfeiler der zeitgenössischen Zivilisation“.¹⁵

(3.) Die **dritte Hybris** ist die der **Selbstzufriedenheit** bzw. des **Missionseifers**. Der Kirchenhistoriker ist kein die Zukunft vorhersagender Prophet, aber er kann in den Ereignissen der Vergangenheit Hinweise für eine göttliche Pädagogik in der Kirchengeschichte finden, z.B. dass auf die Hybris immer der Fall folgte.

Um 400 wunderte sich Augustinus über die Zeitgenossen, die nach Zeichen und Vernunftgründen für die Wahrheit des Evangeliums verlangten, mit diesen süffisanten Worten: „Wer immer noch Wunder braucht, um sich zum Glauben zu entschließen, ist selber eine gar wunderliche Erscheinung, da er nicht glaubt, wo alle Welt glaubt“ („Magnum est ipse prodigium, qui mundo credente non credit“).¹⁶ Sein Schüler Paulus Orosius beschreibt um 420 die Vorteile des christlich gewordenen

Römischen Reiches: wo man als Römer und Christ auch hinkomme, finde man „Zuflucht“, denn überall sei „ein Vaterland, ein Gesetz und eine Religion“. ¹⁷ Aber dann fand die Völkerwanderung statt, und man hatte es gleichsam mit neuen Völkern zu tun, die noch nicht glaubten und nach Zeichen und Argumenten verlangten.

Zu Beginn des 7. Jahrhunderts, als Konzilien definiert hatten, was wahrer christlicher Glaube ist, aber Christen nicht aufhörten, über die Trinität zu streiten und so den Monotheismus verdunkelten, entstand der Islam, eine streng monotheistische Religion. Ich möchte nicht so weit gehen wie der evangelische Theologe Wolfhart Pannenberg, der darin eine Art Gottes Gericht über die damalige Christenheit sah (aufgrund der Heilsausschließlichkeit, der subtilen Prädestinationstheologie über die Erwählten und die Verdammten und der trinitarischen Querelen). ¹⁸ Aber auf den Islam als „nachchristliche Religion“ haben wir bis heute keine wirklich überzeugende theologische Antwort gefunden. Klar wird langsam nur, dass wir den Divergenzprozess von Kirche und Synagoge mit der Entstehung der Heilsausschließlichkeit nicht auf das Verhältnis zum Islam und anderen Religionen übertragen sollten.

Nach der weltweiten missionarischen Expansion unter dem Schutz katholischer Mächte (Spanien, Portugal und Frankreich) und der Eindämmung der Folgen der Reformation in Europa sonnte sich die katholische Kirche des Barocks in der triumphierenden Mentalität. „Der Triumph der Papstkirche“ war eine beliebte Kunstgattung (*Abb. 13* und *14*). Darauf folgten aber der Untergang des *Ancien Regimes* nach der Französischen Revolution und eine der größten Entchristlichungswellen der europäischen Geschichte.

Nach den Missionserfolgen in Schwarzafrika und Südostasien im 19. Jahrhundert war die Losung der protestantisch geprägten Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910 die „Evangelisierung der Welt in dieser Generation“. Aber dann kam bekanntlich der Erste Weltkrieg, in dem die europäischen Nationen, die die ganze Welt im Zeitalter des Imperialismus schnell für Christus gewinnen wollten, sich selbst zerfleischten – mit feurigen Kriegspredigern auf allen Seiten. Und was soll man über den Rückfall in die Barbarei des Landes der Reformation, der christlichen Dichter und Denker und der glänzenden humanistischen Gymnasien sagen? Oder von der anhaltenden Kirchenkrise nach der intensiven Verkirchlichung seit Mitte des 19. Jahrhunderts und trotz aller Aufrufe der Päpste zur Wiedergewinnung der „Freude der Evangelisierung“? Das Konzil war nicht die Ursache für die Erosion des katholischen Milieus oder die aktuelle Krise. Es versuchte vielmehr, eine tiefgreifende Kurskorrektur herbeizuführen angesichts der Identitätskrise und des Relevanzverlustes des Katholizismus in der modernen Welt. Aber das große Schiff der katholischen Kirche ist immer noch beim Manövrieren – und, konditioniert durch die Reste des Papalismus, das Kirchenvolk freut sich immer wie ein pawlowscher Hund auf den nächsten Papst als Schiffskapitän.

Die missionarische Sendung der Kirche und aller Christenmenschen ist natürlich nach wie vor gültig. Aber vor jeder Wiederentdeckung der „Freude der

Evangelisierung“ sollte man die heutigen Formen der **Hybris** überwinden und das Evangelium vor allem in der Kirche selbst predigen, damit wir es besser verstehen!

3. Die institutionelle Hybris

Bei diesem Bild der „Schlüsselübergabe“ an Petrus in der Kirche meines Dorfes (*Abb. 15*) dachte ich als Kind, dass die Pforten des Himmels sehr groß und schwer zu öffnen sein müssen, hatte doch der Petrus so große Schlüssel bekommen. Heute denke ich eher, dass sie für alle Menschen guten Willens, die sich in dem Tun der Liebe üben, weit offen sind – und Gott selbst allen Menschen entgegenkommt. Er möchte, dass wir auch dazu beitragen, aber nicht, dass wir mit einer schlechten Theologie und Praxis seinem Heilswirken im Wege stehen.

Klerikalismus und Papalismus sind Ausdruck der **institutionellen Hybris** der katholischen Kirche im 2. Jahrtausend seit der so genannten „gregorianischen Reform“ des 11. Jahrhunderts mit ihrer „Einheits-Ekklesiologie unter dem Primat des Papstes“.¹⁹ Diese Reform hat gewiss auch viel Gutes bewirkt, wie etwa eine spirituelle Erneuerung. Aber mit der Postulierung der Freiheit der Kirche (*libertas ecclesiae*) tendenziell als Freiheit des Klerus von der Mitbestimmung durch die Laien und mit dem Verständnis des Bischofs von Rom als „Universalbischof“ mit Jurisdiktionsprimat und aktueller Gewalt, damals auch über Könige und Fürsten, hat sie die Grundlagen für den Klerikalismus und Papalismus des Mittelalters geschaffen. Die Folgen davon spürt man heute noch in der Gestalt der katholischen Kirche.

Es gibt auch positive Anzeichen im modernen Papsttum, das sich – eindrücklich mit Franziskus – als „Hüter der Menschheitsfamilie“ und Förderer der „universalen Geschwisterlichkeit“ versteht, den Klerikalismus kritisiert und erneut zum Nachdenken über die Form des Jurisdiktionsprimats einlädt. Aber alles in allem befindet sich die katholische Kirche angesichts der institutionellen Hybris im Zustand der „Bewusstwerdung“ und der „Urteilsbildung“, nicht jedoch der Entscheidungen. Diese werden gescheut – immer, wie es heißt, aus Angst vor Spaltungen. Dafür nimmt man den stillen Exodus vieler Mitglieder in Kauf, die offenbar als *quantité négligeable* betrachtet werden. Denn die Kirche wächst ... in Afrika und auf den Philippinen. In der bereits erwähnten Antrittspredigt hat Leo XIV. das Papstamt als Amt der Liebe und des kollegialen Dienstes an der Einheit beschrieben. Das wird aber reine Rhetorik bleiben, solange ein Papst nicht ein Dokument verabschiedet, in dem das Dogma vom Jurisdiktionsprimat des Ersten Vatikanischen Konzils (1870) im Sinne des 1. Jahrtausends neuinterpretiert wird.

Als kleiner Kirchenhistoriker und Theologe habe ich natürlich keine Patentlösung für die Überwindung der institutionellen Hybris und die Suche nach der Sozialgestalt der Kirche in unserer Zeit. Aus meinen Forschungen kann ich nur einige Grundprinzipien zum Nachdenken anbieten:

(1.) Bei der Beschäftigung mit Bartolomé de Las Casas (*Abb. 16*) und seiner Verteidigung der Völker der Neuen Welt habe ich gelernt, wie sehr er sich in der

Auslegung von Texten auf das juristische Argument „Vermeidung des Absurden“ berief. Er verstand es so: „Man darf sich nicht das aneignen oder dasjenige Verständnis übernehmen, aus welchem eine Absurdität, Unmenschlichkeit oder Unschicklichkeit folgen könnte.“²⁰ Wie viele Absurditäten ließen sich vermeiden, wenn wir den Mut hätten, einige Fragen mit gesundem Menschenverstand auf dem Boden einer guten Theologie zu beantworten! Ich meine natürlich nicht das „credo quia absurdum“ Tertullians, sondern die Sozialgestalt der Kirche! Kann Jesus wirklich gewollt haben, dass der überwiegende Teil des Kirchenvolkes, das ja insgesamt Kraft der Taufe ein „priesterliches Volk“ (1 Petr 2,9) ist, von wichtigen Leitungsfunktionen und Mitbestimmungsorganen ausgeschlossen ist, auch vom Kardinalskollegium, weil man nicht zum Klerus gehört? Kann Jesus, der bei den Frauen seiner Zeit so viel Glauben und Liebe fand, wirklich gewollt haben, dass mehr als die Hälfte der Christenmenschen aufgrund ihres Geschlechts „von Natur“ vom Amtspriestertum ausgeschlossen ist? Las Casas kämpfte gegen die Einstufung der Einwohner der Neuen Welt Amerika als „Sklaven von Natur“. Welch ehrenwerte Aufgabe hätten die Dichter der Theologie in der Entfaltung des allgemeinen Priestertums aller Getauften und in der Verteidigung der prinzipiellen Würdigkeit aller Christenmenschen für das Amtspriestertum ohne Ansehen des Geschlechts!

Genauso wie die katholische Kirche sich heute zur Religionsfreiheit bekennt und das alte Missionsrecht überwunden hat, wird sie um die Mitte dieses Jahrhunderts in der Ämterfrage anders denken. Die Historiker werden sich dann wundern, dass sie so lange gebraucht hat, um von der Geschichte der Welt, die seit Jahrzehnten keine Diskriminierung „von Natur“ mehr kennt und in der auch „der Wind des Geistes“ weht (Joh 3,8), in dieser Frage zu lernen. Wohlgermerkt: Die Neubehandlung der Ämterfrage ist weder das Hauptproblem der Kirche heute noch die Antwort auf die Glaubenskrise nach dem Verlust der ersten Naivität. Aber sie ist zur Überwindung der Hybris des männlichen Klerikalismus nötig – und der Würde und Freiheit eines Christenmenschen geschuldet.

(2.) Bei Teresa von Ávila (*Abb. 17*) habe ich gelernt, dass wir nicht versuchen sollten, dem Herrn die Hände zu binden. Als sie mit Bezug auf den Apostel Paulus von Klerus und Theologen immer wieder in die Schranken gewiesen wurde, weil sie nur eine Frau war, vernahm sie in einer inneren Audition diese tröstenden Worte des Herrn: „Sag ihnen, dass sie nicht nur auf einem Text der Schrift herumreiten, sondern auch andere anschauen sollen, und ob sie mir denn die Hände binden könnten“.²¹

(3.) Und bei Johannes vom Kreuz (*Abb. 18*) habe ich schließlich gelernt, dass wir die Augen allein auf Christus bzw. auf den „gütigen und demütigen“ Jesus (Mt 11,29) richten sollten. Denn in ihm sind „alle Schätze von Gottes Weisheit und Wissen verborgen“ (Kol 2,3). Sie sind aber so verborgen, „dass eigentlich das meiste noch ungesagt und sogar unverstanden“ bisher geblieben ist, „so viele Geheimnisse und Wunderbares die heiligen Kirchenlehrer noch aufgedeckt“ haben.²² Daher kann die Kirche, wenn sie sich in Christus vertieft und die Zeichen der Zeit versteht, immer wieder Neues entdecken und sich im Sinne einer lebendigen Überlieferung

reformieren oder neuausrichten. Johannes XXIII. sagte bekanntlich: „Nicht das Evangelium ändert sich, sondern wir fangen an, es besser zu verstehen“²³.

Haben wir mal überlegt, was aus der Kirche geworden wäre, wenn Petrus nicht den Mut gehabt hätte, mit der Taufe des römischen Hauptmanns Kornelius und mit der Unterstützung des paulinischen Vorschlags zur Abschaffung der Beschneidungspflicht den Weg zur Heidenkirche zu gehen? Angesichts dieser grundlegenden Innovation am Anfang der Kirchengeschichte muten die heute nötigen Anpassungen und Kurskorrekturen theologisch viel weniger schwierig an – und trotzdem kommen sie nicht zustande. Vertiefen wir uns vielleicht zu wenig in das Geheimnis Christi? Merken wir nicht die Hybris-Formen der Kirche heute? Oder haben wir vielleicht Angst, den Herrn im Sturm zu wecken (*Abb. 19*), weil er uns sagen würde, dass wir seine Hände nicht binden sollten?

4. Die Dynamik der Kirchengeschichte

Kehren wir nun abschließend zum Altar der Kirche meines Dorfes zurück. Darin ist auch ein Bild zu sehen, das für die Berufung des Petrus am See von Tiberias steht, aber auch auf seine Antwort auf die Fragen des Auferstandenen am selben Ort anspielt (*Abb. 20*). Am Ende des Johannesevangeliums heißt es, dass sich Jesus den Jüngern noch einmal dort offenbarte, wo der Ruf in die Jüngerschaft begann, und dass folgender Dialog zwischen ihm und Simon Petrus stattgefunden habe: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese? Er antwortete ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Lämmer! Zum zweiten Mal fragte er ihn: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich? Er antwortete ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Schafe! Zum dritten Mal fragte er ihn: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich? Da wurde Petrus traurig, weil Jesus ihn zum dritten Mal gefragt hatte: Liebst du mich? Er gab ihm zur Antwort: Herr, du weißt alles; du weißt, dass ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Schafe!“ (Joh 21,15-17).

Es ist nicht das erste Mal, dass Jesus die Liebe, nicht den Glauben privilegiert. Das tut er auch beim Gleichnis vom Gericht (Mt 25) oder in Joh 14,23-24, einer der Lieblingsstellen der Teresa von Ávila, wo es heißt: „Wenn jemand mich liebt, wird er mein Wort halten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und bei ihm Wohnung nehmen. Wer mich nicht liebt, hält meine Worte nicht.“

Das gehört zu den Bibelbelegen, die Luther mit seinen Prinzipien von *sola scriptura* und *sola fide* Schwierigkeiten bereiteten. Als er zu Pfingsten 1522 über die letzte Stelle zu predigen hatte, sagte er: „Christus kann niemand lieben, er glaube denn an ihn und tröste sich seiner [...] Den Glauben muss man zuvor haben [...] Nach dem Glauben soll die Liebe folgen.“ So kann man es sehen, aber Teresa von Ávila würde vielleicht eher sagen, man könne an den Herrn nicht glauben, es sei denn, man liebe ihn!

Die persönliche Beantwortung der Liebesfrage ist für das Christsein heute von zentraler Bedeutung. Denn sie führt zur lebendigen Jesus-Beziehung, zu den „Raisons du cœur“, von denen Pascal sprach und auf denen „alle religiösen Bestätigungen letztendlich beruhen“.²⁴ Wer diese Frage wie Petrus positiv beantwortet, wird auch weiterhin an der Unvollkommenheit von Kirche und Welt, auch der eigenen Existenz leiden. Aber man wird mit Johannes vom Kreuz auch gelassen wissen, dass wir „am Abend in der Liebe geprüft“²⁵ werden und dazu berufen sind, in Gott zu ruhen.

Nun, worin besteht die **Dynamik des christlichen Lebens und so auch der Kirchengeschichte**? In der immerwährenden Wahrnehmung der Einladung des „gütigen und von Herzen demütigen“ Jesus (Mt 11,29), der uns Gottes Wesen gezeigt hat, und im Einsatz für ein „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) für alle unter besonderer Berücksichtigung der „Niedrigen“ (Lk 1,52), damit das Reich Gottes schon hier Gestalt annimmt. Denn als Resonanzraum der universalen Einladung Jesu muss sich die Kirche auch für die messianischen Werte von Wahrheit und Freiheit, von Frieden und Gerechtigkeit einsetzen und dabei die besondere Zärtlichkeit Jesu zu den „Mühseligen und Beladenen“ der Geschichte berücksichtigen (cf. Mt 11,28; Lumen gentium 8; Gaudium et spes 1) – und das alles gilt auch für die akademische Theologie, der man die „Schmerzen der Menschheit“, die Georg Simmel in der Philosophiegeschichte vermisste,²⁶ mehr ansehen sollte.

-
- ¹ Vgl. M. Delgado / V. Leppin, *Historia magistra ecclesiae. Die Geschichte als Lernort der Kirche*, Basel-Stuttgart 2004.
- ² <<https://www.vaticannews.va/de/papst/news/2025-05/wortlaut-predigt-von-leo-xiv-zur-amtseinfuehrung.html>> (18.05.2025).
- ³ Miguel de Cervantes Saavedra, *Der scharfsinnige Ritter Don Quixote von der Mancha*. Mit einem Essay von I. Turgenjew und einem Nachwort von A. Jolles. Mit Illustrationen von G. Doré, Bd. 2, Frankfurt am Main 1979, 703 (II,3).
- ⁴ Vgl. J. Ratzinger, *Das neue Volk Gottes. Entwürfe zur Ekklesiologie*, Düsseldorf 1969, 339–361, 354–355.
- ⁵ W. Reinhard, *Mission im Wandel. Ein cursorischer Blick in die Geschichte*, in: J. Werz (Hg.), *Erblast „Mission“? Interdisziplinäre Perspektiven auf gegenwärtige Herausforderungen*, Münster 2021, 33-48, 33.
- ⁶ M. Sievernich, *Die christliche Mission. Geschichte und Gegenwart*, Darmstadt 2009, 21.
- ⁷ H. Waldenfels, *Dominus Iesus und das Heil in den Religionen*, in: ders., *Auf den Spuren von Gottes Wort. Theologische Versuche III*, Bonn 2004, 409-428, 427-8.
- ⁸ Ch. Theobald, *Christentum als Stil. Für ein zeitgemäßes Glaubensverständnis in Europa*, Freiburg i.Br. 2024, 106.
- ⁹ Ebd., 107.
- ¹⁰ W. G. Grewe, *Fontes Historiae Iuris Gentium / Quellen zur Geschichte des Völkerrechts*, Bd. 1, Berlin/New York, 1988, 350.
- ¹¹ E.-W. Böckenförde, *Schriften zu Staat - Gesellschaft - Kirche*, Freiburg i.Br. 1988, Bd. 2, 18.
- ¹² F. Cavalli SJ, *La Condizione dei Protestanti in Spagna*, in: *Civiltà Cattolica* 99 (1948), Bd. 2, 33.
- ¹³ *La libertà religiosa negli insegnamenti di Giovanni Paolo II (1978-1998)*, a cura di A. Colombo, Milano 2000, 7 (1980), 12 (1984), 46 (1995), 259 (1998).
- ¹⁴ Ebd., 9 (1980).
- ¹⁵ Ebd., 231 (1995).
- ¹⁶ Augustinus, *De Civitate Dei* XXII,8 (CCL 48/815).
- ¹⁷ Paulus Orosius, *Die antike Weltgeschichte in christlicher Sicht*. 2 Bde. Übersetzt von A. Lippold. Eingeleitet von C. Andersen, Zürich/München 1985–1986, Bd. 2, 9 (V,2,1).
- ¹⁸ Vgl. W. Pannenberg, *Die Bestimmung des Menschen. Menschsein, Erwählung und Geschichte*, Göttingen 1978, 21.
- ¹⁹ W. Kasper, *Das Petrusamt als Dienst der Einheit. Die Lehre des I. und II. Vatikanischen Konzils und die gegenwärtige Diskussion*, in: *Das Papstamt: Dienst oder Hindernis für die Ökumene?* Hg. von V. von Aristi et al., Regensburg 1985, 113–138, 115.
- ²⁰ Bartolomé de Las Casas, *Apologia gentium novi orbis / Verteidigung der Völker der Neuen Welt*. Hg., eingel. und kommentiert von M. Delgado. Aus dem Lateinischen übersetzt von M. Lauble (Reihe I: Texte / Series I: Texts Band 17.1 / Volume 17.1), Stuttgart/Bad Cannstatt 2025, 205 (Kap. 16).
- ²¹ Teresa von Ávila, *Werke und Briefe. Gesamtausgabe*. 2 Bde. Hg. v. U. Dobhan / E. Peeters. Mit einem Geleitwort von M. Delgado, Freiburg i.Br. 2015, 1415 (CC 16).
- ²² Johannes vom Kreuz, *Poesie und Prosa. Gesamtausgabe*. 2 Bde. Hg. v. U. Dobhan / E. Peeters. Mit einem Geleitwort von B. Teuber, Freiburg i.Br., 2024, Bd. 2, 234 (CA 36,3).
- ²³ <<https://www.archivioradiovaticana.va/storico/2016/05/27/tod-eines-gro%C3%9Fenkardinals/de-1232784>> (18.05.2025). Nach seinem Sekretär Loris Capovilla.
- ²⁴ P. L. Berger, *Der Zwang zur Häresie. Religion in der pluralistischen Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1980, 13.
- ²⁵ Johannes vom Kreuz, *Poesie und Prosa (Anm. 22)*, Bd. 1, 456 (D 59).
- ²⁶ G. Simmel, *Fragmente und Aufsätze. Aus dem Nachlaß und Veröffentlichungen der letzten Jahre*. Hg. v. G. Kantorowics, München 1923 (Nachdruck Hildesheim 1967), 17.

Anhang I: Abbildungen zur Abschiedsvorlesung



Abb. 1: Mariano Delgado



Abb. 2 (Landschaft meiner Kindheit in Berrueces, Kastilien/Spanien)



Abb. 3: Taufbecken
(Petruskirche in Berrueces)



Abb. 4: Altaraufsatz ebd.



Abb. 5: Hauptstruktur des Altars



Abb. 6 und 7: Details (Pietà und Petrus als Papst)



Abb. 8: Papst Johannes XXIII.

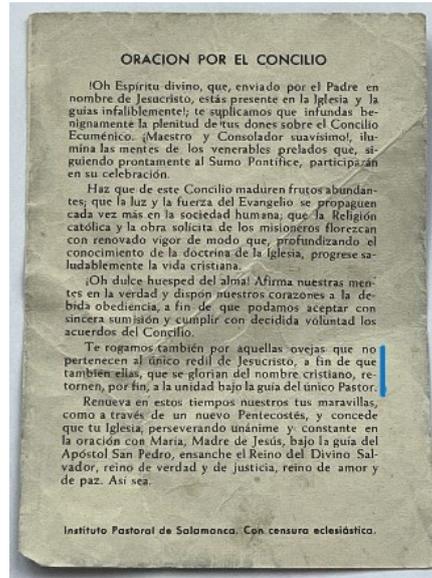


Abb. 9: Konzilsgebet



Abb. 10: Don Quijote und Sancho Panza (Picasso)



Abb. 11: Die Vision des Petrus vor der Taufe des Hauptmanns Kornelius (Apg 10)



Abb. 12: Ausserhalb des Schiffes der katholischen Kirche kein Heil (Anonymus, 18. Jh., Mexiko)



Abb. 13: Triumph der katholischen Kirche (Rubens, 1625, Prado, Madrid)



Abb. 14: Triumph der katholischen Kirche dank des Predigerordens (Palomino, 1700, Salamanca)



Abb. 15: Schlüsselübergabe an Petrus (Berrueces)

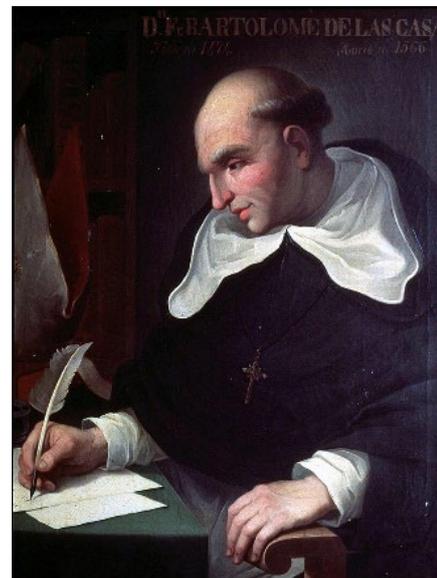


Abb. 16: Bartolomé de Las Casas (um 1800)



Abb. 17: Teresa von Ávila (Rubens, um 1625)

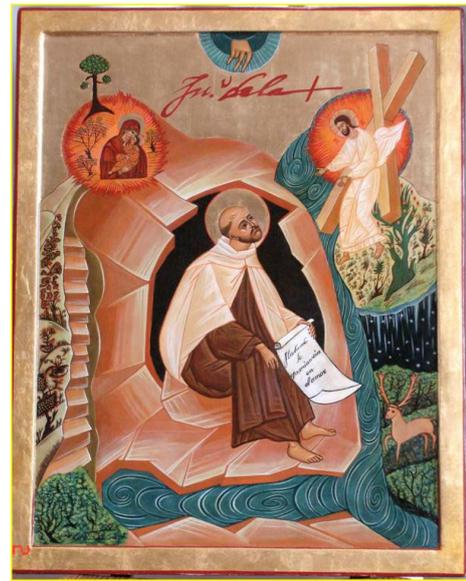


Abb. 18: Johannes vom Kreuz
(Moderne Ikone)



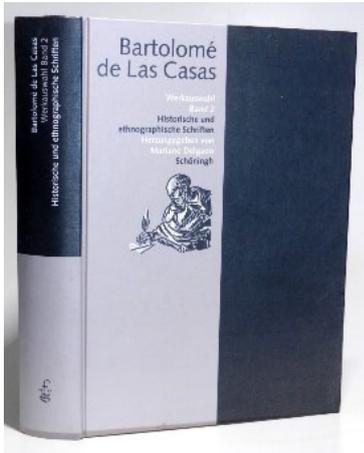
Abb. 19: Der Herr schläft im Sturm
(Motiv aus dem Hitda-Codex, 11. Jh.)



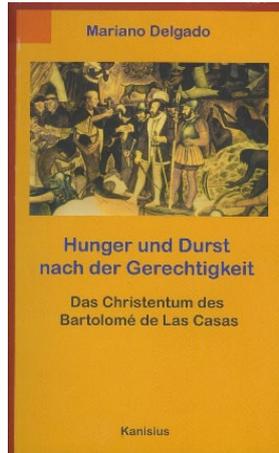
Abb. 20: Berufung des Petrus, aber auch Gespräch
mit dem Auferstandenen am See Tiberias
(Berruées)

Anhang III: Forschungsschwerpunkte und Buchpublikationen (in „Auswahl“)

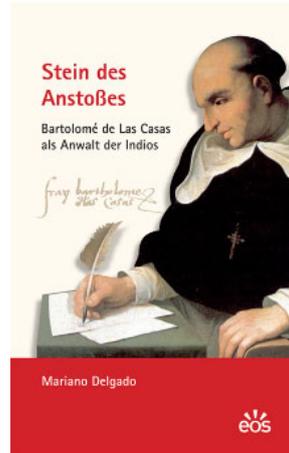
Bartolomé de Las Casas (Mission, Kolonialismus und Menschenwürde)



4 Bde., 1994-1997



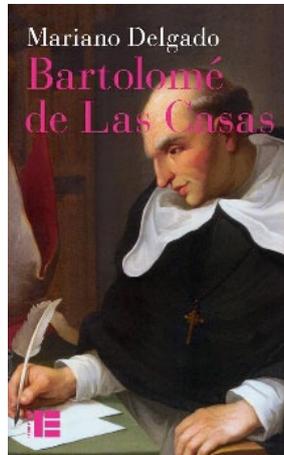
2001



2011



2019

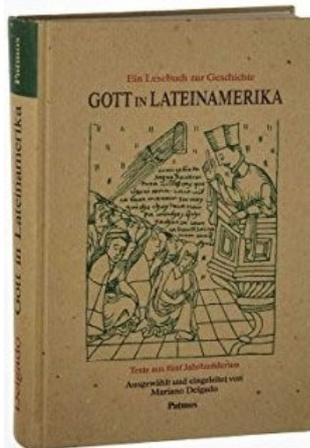


2020



2 Bde., 2025

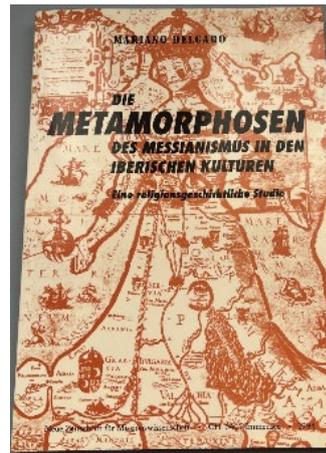
Globales Christentum in den letzten 500 Jahren



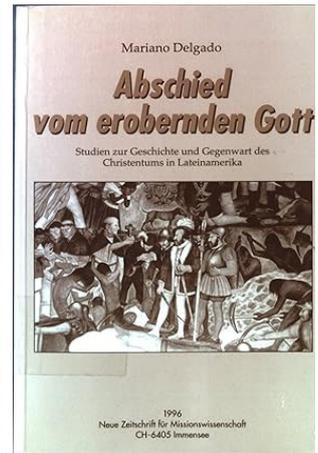
1991



1992



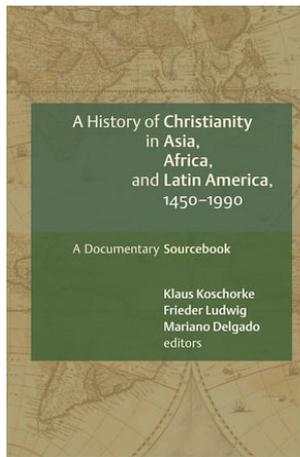
1994



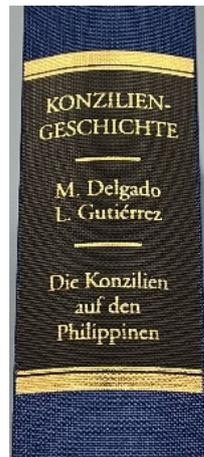
1995



2004-2021, 6x



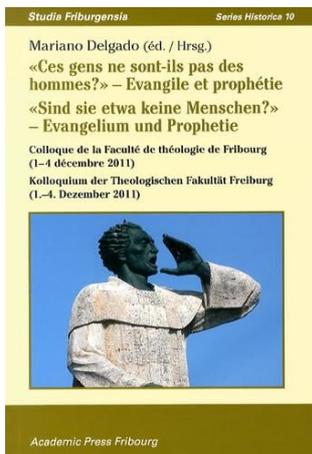
2007



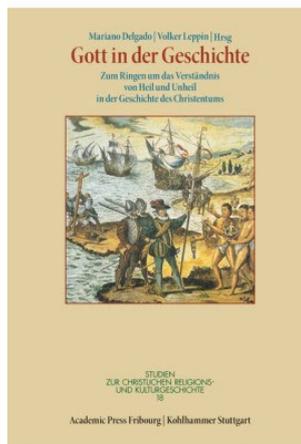
2008



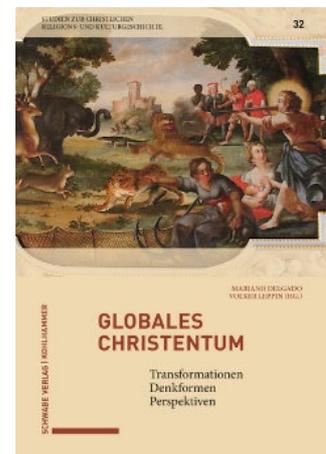
2012



2013



2013

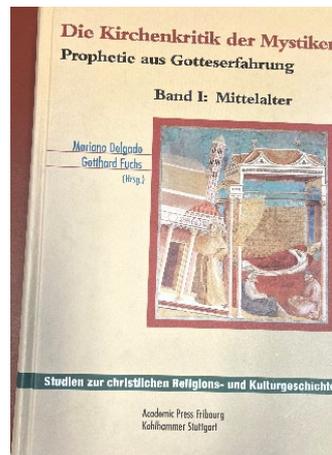


2023

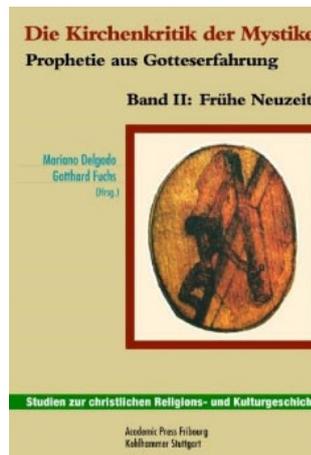
Mystik



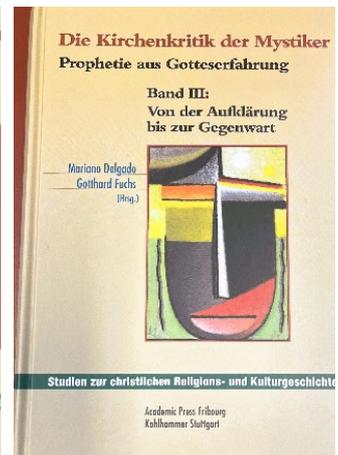
2000



2004



2004



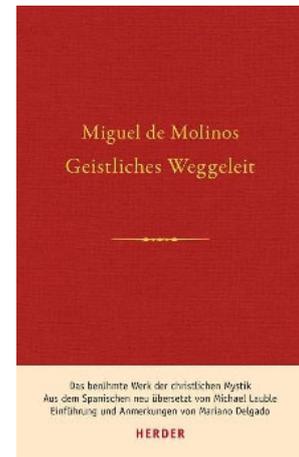
2005



2015



2017, 2021



2018

Geschichte der Theologie im 20. Jahrhundert / Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils



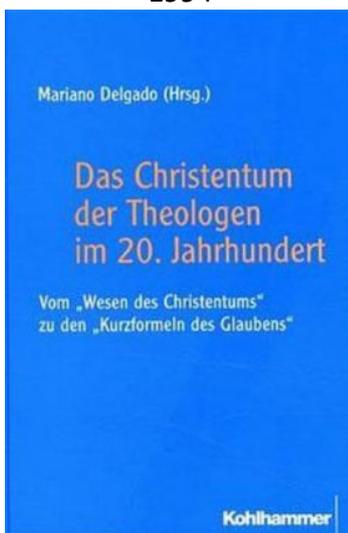
1994



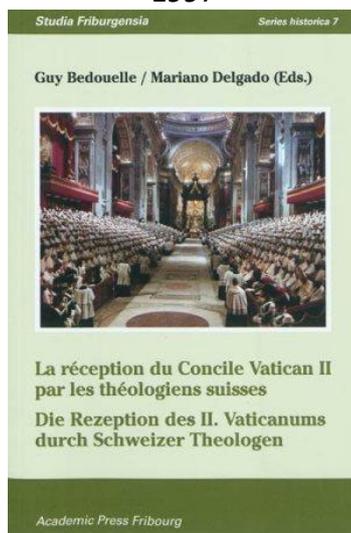
1997



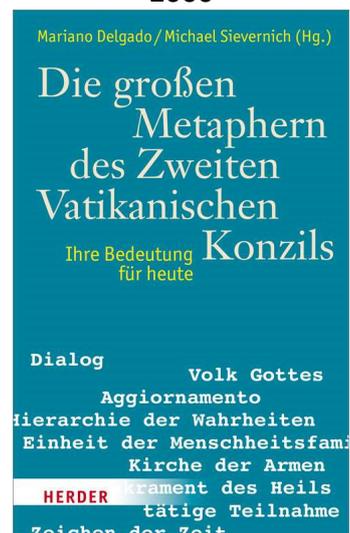
2000



2000

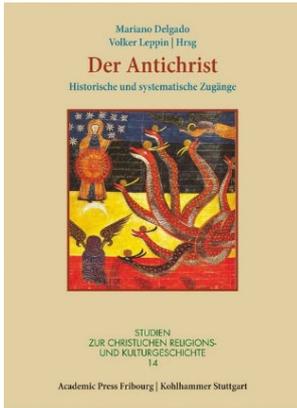


2011

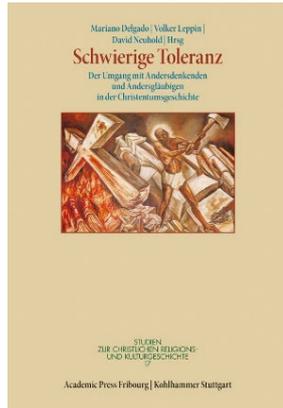


2013

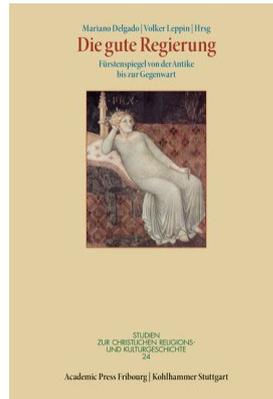
Christliche Religions- und Kulturgeschichte



2011



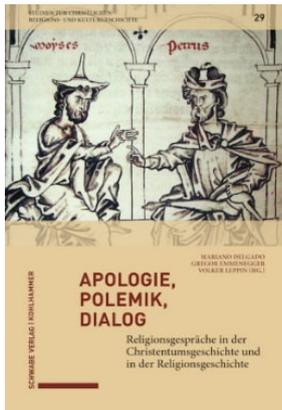
2012



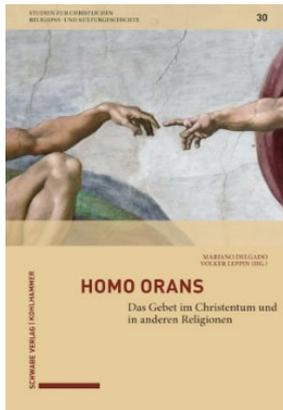
2017



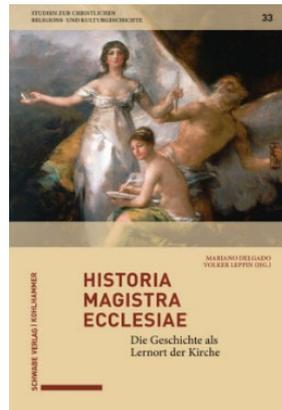
2020



2021



2022

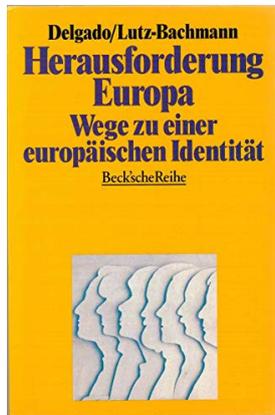


2024



2025

Europäische Religions- und Kulturgeschichte



1995



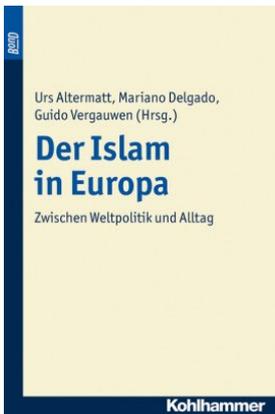
2003



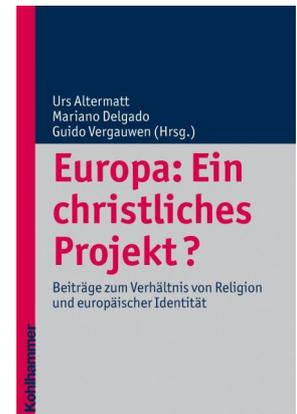
2008



2010



2006



2007



2014

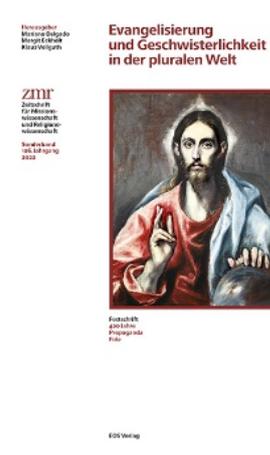
Missionswissenschaft



2011



2016

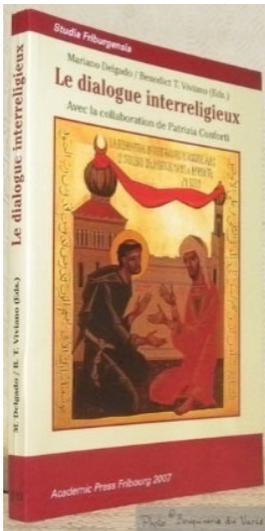


2022



2023

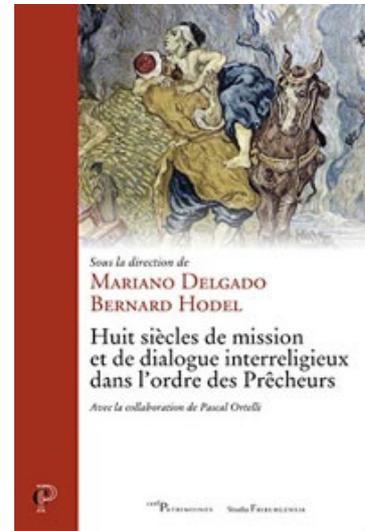
Interreligiöser Dialog



2007

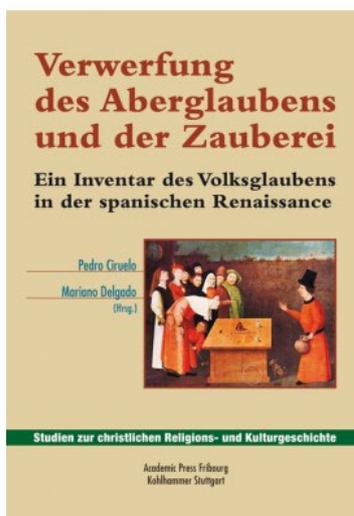


2019

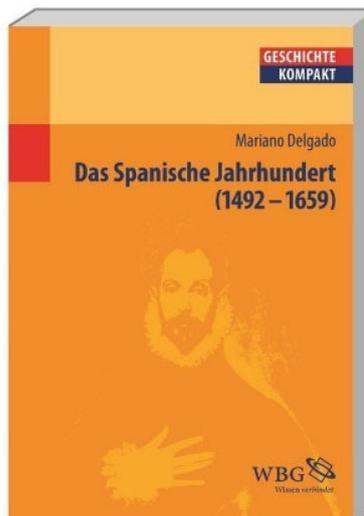


2020

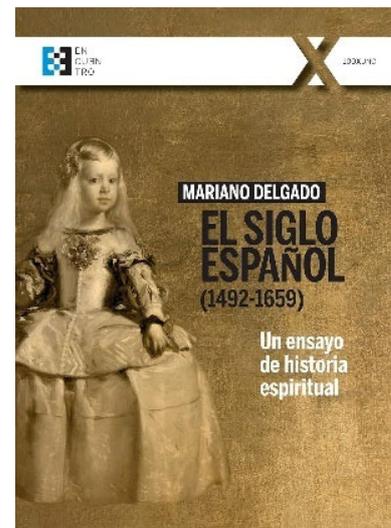
Religions- und Kulturgeschichte Spaniens / Geschichte und Theologie der Schule von Salamanca



2008



2015



2020

Organisierte internationale Konferenzen und Tagungen (1997-2025, in Auswahl)

- 2x Generalversammlung der Görres-Gesellschaft
- 2x Generalversammlung der Compostela Group of Universities
- 11x Religionsforum Universität Freiburg
- 15x Freiburger Forum Weltkirche
- 15x Jahrestagung Religionswissenschaft der Görres-Gesellschaft
- 25x Kirchenhistorische Fachtagungen

Besondere außeruniversitäre Aufgaben (in Auswahl)

- 1998-2023: Delegierter der UNIFR bei der Compostela Group of Universities
- 2001-2023: Schriftleiter der Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft
- 2001-2004: Präsident der Schweizerischen Theologischen Gesellschaft (1999-2023 im Vorstand)
- 2001-2025: Präsident der Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte
- 2009-2022: Leiter der Sektion Religionswissenschaft der Görres-Gesellschaft
- Seit 2021: Dekan der Klasse VII (Religionen) der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste (Salzburg)

Die Harfe Gottes (Gabriela Mistral)

„Der David den ‚ersten Musiker‘ nannte, hat wie er **eine Harfe**: seine Harfe ist gewaltig. Ihre Saiten sind die Därme der Menschen. Keinen Augenblick der Stille kennt diese Harfe, keine Ruhe die Hand des glutvollen Harfenschlägers. **Von Sonne zur Sonne lässt Gott auf seine Geschöpfe Melodien herabströmen.** Die Därme des Sinnlichen klingen matt, die Därme des Wollüstigen dumpf wie das Stöhnen des Viehs, die Därme des Geizigen entziehen sich fast dem Gehör, die des Gerechten klingen klar wie Kristall und die des Schmerzbeladenen sind reich an Modulationen wie der Wind über dem Meer vom Schluchzen bis zum brüllenden Geheul. Die Hand des Spielers verweilt ein wenig auf ihnen. Singt die Seele Kains, dann zerspringen die Himmel wie Glas, singt Boas, so erinnert eine Sanftmut an hohe Garben, singt Hiob, dann erzittern die Sterne wie ein menschlicher Leib. Und Hiob lauscht verzückt dem Strome seines Schmerzes, der sich in Schönheit wandelte.

Der göttliche Spieler hört die Seelen, die er schuf und wird bald mutlos, bald begeistert. Gleitet seine Hand von den dürren zu den vollklingenden, so lächelt er, oder es tropft seine Träne auf die Saite. Und niemals schweigt die Harfe, und niemals ruht die Hand des Spielers, noch die Himmel, die lauschen.

Der Mann, der im Schweiß seines Angesichts den Acker aufreißt, weiß nicht, daß der Herr, den er manchmal leugnet, sein Gedärm schlägt. Die Mutter, die das Kind zur Welt bringt, weiß auch nicht, daß ihr Schrei das Blau des Himmels zerreißt, und in diesem Augenblicke ihre Saite blutend wird. **Nur der Mystiker wußte es:** kaum hörte er diese Harfe, da riß er seine Wunden auf, um mehr zu geben, um bis in alle Ewigkeit in den himmlischen Gefilden zu singen.“

(Gabriela Mistral, Spürst Du meine Zärtlichkeit?, Zürich ³1981, 58-59).



Mariano Delgado (Dr. theol. habil., Dr. phil., Dr. theol. h.c.)
Prof. für Kirchengeschichte an der Universität Freiburg (HS 1997 bis FS 2025),
ab HS 2025 Prof. em.
mariano.delgado@unifr.ch



Straße meiner Geburt in Berrueces,
nach mir umbenannt 2012 (meine schönste Ehrung)

ES WAR SEHR SCHÖN, ES HAT MICH SEHR GEFREUT!

VIVAT, CRESCAT, FLOREAT UNIVERSITAS FRIBURGENSIS
(... und natürlich auch: ¡Hala Madrid!, meine Fussballkirche)